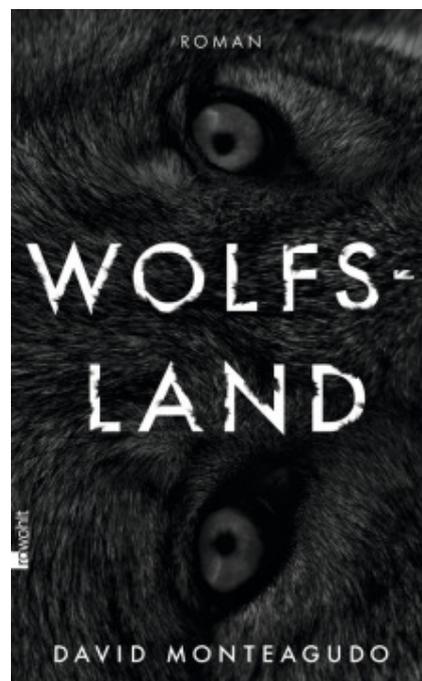


Leseprobe aus:

**David Monteagudo**

# **Wolfsland**



David Monteagudo

# WOLFSLAND

Roman

Aus dem Spanischen von  
Matthias Strobel

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel  
«Brañaganda» bei Acantilado, Barcelona.

1. Auflage Februar 2015  
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
«Brañaganda» Copyright © 2011  
by David Monteagudo  
Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Satz Janson PostScript InDesign  
bei pagina GmbH, Tübingen  
Druck und Bindung CPI books GmbH,  
Leck, Germany  
ISBN 978 3 498 04527 2

Für Olga



Der Mut und die Waffe nützten nichts,  
denn die wilde Bestie  
hielt nie inne in ihrem Furor,  
als wüteten in ihr  
die Feuer Molochs und des Satans.

Rubén Darío, *Die Gründe des Wolfs*



Erster Teil

DAS HAUS UND DIE SCHULE



## Annäherung

Wir werden über ein kaltes, schäumendes Meer fliegen. In rasendem Flug; in einer Höhe, von der aus wir sein majestätisches Wogen erkennen können, die wechselnden Töne des aschigen Blaus und die Schaumbüschel, die auf dem klatschenden Kamm der Wellen tänzeln.

Wir werden in Richtung Süden fliegen; und nach mehreren Meilen über der eintönigen Landschaft werden wir an eine gerade, schroff wie eine Mauer aufragende Küste gelangen: an ein Stück Erde, dessen Grün bis an den Rand der Klippen reicht; Klippen, zu deren Füßen sich mit ohrenbetäubendem Gebrüll, vor dem das Land erzittert, die Wellen brechen; Klippen aus grauem Stein. Wie eine Schicht Blätterteig, dessen unterstes Blatt für immer verloren ist, zurückerobert von den feuchten, Wasser schwitzenden Gezeiten, überzogen von einem blassen Aussatz kleiner Muscheln.

Aber die felsige Böschung der Küste hat eine Wunde, und auf die halten wir zu. Es ist die breitgezogene Mündung einer Ria, durch die das Meer ins Land stößt, schwächer wird und dort, wo es sich mit dem Süßwasser des Flusses mischt, zwischen die Berge zwängt.

Aber die Ria ist nicht unser Ziel. Genau in der Mitte fliegen wir über sie hinweg, lassen die bunte Geschäftigkeit an beiden Ufern zurück. Die Dörfer mit ihren Fischerbooten, die sich auf glitzernden Lichttupfern wiegen, dringen

immer tiefer ein in den Schoß der Berge, in die Ausläufer eines Massivs, das seine Gipfel reckt, so weit unser Auge reicht.

Wir folgen dem Fluss zu seinen Quellen. Sehen, wie sein Bett ansteigt, sich in das gewaltige Massiv gräbt, immer weiterschlingelt, wie die Vegetation immer dichter und wilder wird und das Grün immer dunkler und karger. Sehen verstreut auf den Hängen liegende Örtchen; die immer wieder hinter Baumwipfeln verschwindende Linie einer schmalen Straße, die hartnäckig dem gewundenen Lauf des Flusses folgt.

Dann verschwinden die Straße und das baumgesäumte Flussbett aus unserem Blickfeld, weil wir nach rechts schwenken und dem Verlauf einer anderen Straße folgen, die noch schmaler ist, eigentlich nur ein Weg, der sich im Zickzack den Berg hinaufwindet, weg vom Tal, hinauf zu einer Hochebene, auf der nichts mehr wächst; und auf der anderen Seite wieder hinunter, hinein in ein weiteres Tal oder vielmehr eine Schlucht, die noch enger ist, noch felsiger.

In diesem Tal treffen hohe Berge aufeinander, Berge mit runden, felsübersäten und dem Wind schutzlos ausgelieferten Gipfeln, auf denen infolge eines Brandes oder habgierigen Abholzens nur noch gräuliches Gestrüpp wächst. Die Berge strahlen Gelassenheit aus, etwas Mütterliches, wie alte, stattliche Matriarchinnen; weiter unten fallen die Hänge steil ab und verleihen dem Tal ein zerklüftetes Profil. Die Hänge wirken wie ausgekleidet mit dichten Laubwäldern, die sich emporwinden; unterbrochen werden sie immer wieder von felsigen Halden oder Viehweiden und Ackerland, die die Vertikale unterteilen. In der Tiefe hüpfert nervös

ein junger Fluss und beruhigt sich wieder, wo die Vegetation dichter wird; nur versprengte Höfe und ab und zu ein einsames Gebäude zeugen davon, dass hier auch Menschen leben.

Wir werden diesen Ort Brañaganda nennen. Es ist der Schauplatz unserer Geschichte.

Brañaganda ist gar nicht so weit entfernt von dem Meer, über das wir einige Minuten zuvor geflogen sind; wenn wir uns umwenden und zurückblicken, nach Norden hin, können wir es noch als diesigen Streifen erkennen, als ein diffuses Blau, das den Horizont überlagert. Tatsächlich kann man es an wolkenlosen Tagen sehen, vom höchsten Berg aus, dessen Gipfel so rund ist wie die Brust einer Frau.

Aber die meisten Bewohner der Schlucht haben das Meer noch nie gesehen und dürfen auch nicht darauf hoffen, es jemals zu sehen. Sie leben und werkeln in den Tiefen des Tals oder auf den Feldern am Fluss, in ihrer großen Armut einzig und allein darauf bedacht, einen weiteren Tag zu überleben, abgeschnitten vom eigentlich doch so nahen Ozean durch eine Landschaft, die so rau ist wie ihre Rückständigkeit und ihre jahrhundertealte Isolation.

Diese Gegend ist also der Schauplatz unserer Geschichte, und seine Bewohner werden ihre Protagonisten sein. Im Grunde hat diese Geschichte schon begonnen, haben ihre Darsteller ihr Spiel bereits aufgenommen: Auf einer steil in Richtung Fluss abfallenden Wiese erkennen wir zwei Figuren, winzig wie Ameisen, die den grünen Hang erklimmen.

## Die steilen Wiesen

Ich werde nie den Tag vergessen, an dem der Werwolf zum ersten Mal zuschlug.

Cándida und ich hatten uns, wie so oft in der halben Stunde Freizeit zwischen Schule und Mittagessen, zur *Braña de Boral*, einer nahen steilen Wiese, davongestohlen.

Meine Mutter sah noch, wie wir losrannten, und rief uns – im Glauben, dass wir es hören würden – hinterher, wir sollten nicht zu lange bleiben, weil das Essen bald fertig sei. Meine Mutter war die Lehrerin im Dorf, und weil wir gleich neben der Schule wohnten, saßen mittags immer Schüler mit am Tisch, die von abgelegenen Höfen im Tal kamen. Meine Mutter bot ihnen eine warme Mahlzeit an, weil sie von zu Hause meist nur ein Stück trockenes Brot und etwas Speck mitbrachten, mit dem sie dann über den Tag kommen mussten.

Meine Mutter wusste, dass Cándida und ich es uns zur Gewohnheit gemacht hatten, nach der Schule auf der *Braña de Boral* herumzutollen. Die *Braña* war eine große Wiese, so quadratisch wie eine Tischdecke, die mitten auf einem abschüssigen Hang lag, was sie für uns natürlich besonders attraktiv machte, zumal sie von der Schule aus, obwohl so nah, nicht zu sehen war. Um zu ihr zu gelangen, musste man nur die Brücke an der Mühle überqueren und dann rechts einige Meter der *Corredoira* folgen, einem Pfad, der das Flussbett säumte.

Cándida und ich rannten immer bis zum Fuß des Hangs, der wie eine Mauer von Eichen und mannshohen Farnen umgeben war. Dort hielten wir an und sahen nach oben, zur steilen Wiese, einer Wand aus Gras, die fast senkrecht aufragte und deren Ende wir nicht erkennen konnten, weil sie sich oben sanft rundete.

Ohne uns vorher abzustimmen, ja ohne uns auch nur anzusehen, beendeten wir den kurzen Moment des Innehaltens und rannten wieder los oder vielmehr krabbelten auf Händen und Füßen, rutschten immer wieder aus, die frischen Kuhfladen vermeidend.

Cándida war größer und schlanker als ich und – was ich nur ungern zugab – auch stärker. Mit einem gewissen Gefühl von Scham erinnere ich mich daran, wie sie mich einmal unter den Armen packte und ein gutes Stück trug, ohne sich von meinem Strampeln beirren zu lassen. Sie war blond und von blasser Hautfarbe, wirkte eher zart und zerbrechlich; aber sie hatte einen starken Willen, und in ihren dünnen Armen lag eine unvermutete Kraft.

Den Wettlauf den Hang hinauf hatte sie aber noch nie gewonnen. Auch diesmal kam ich einige Sekunden vor ihr oben an und stützte mich trotz des rostigen Stacheldrahts an den alten Holzzaun, der unter meinem Gewicht leicht nachgab, als wäre auch er müde. Kurz darauf traf auch Cándida ein und lehnte sich ebenfalls an den Zaun. Raue, schiefe Grashalme, die davor wuchsen, kitzelten sanft unsere Waden. Wir waren vollkommen erschöpft, unsere Muskeln waren wie betäubt, und aus Mangel an Sauerstoff war uns so schwindlig, dass wir gierig nach Atem rangen. Die kalte Luft brannte uns in den Lungen und auf den Wangen. Vor uns lag die Landschaft in all ihrer Pracht.

Der Winter war fast zu Ende. Die Sonne schien, aber von Westen her wehte stetig ein kalter Wind, der eine Wolkenherde den Himmel entlangtrieb. Schnell und geräuschlos wanderten die Schatten unaufhaltsam den Hang hinunter; überquerten diagonal den gewundenen Lauf des Flusses, zeichneten ihr zärtliches Wogen auf die Berge und verloren sich am Ende des Tals. Wir lehnten eine Weile nebeneinander an dem Zaun, ohne uns anzusehen und ohne zu sprechen, ergriffen von der Majestät der Landschaft; wir hörten, wie der Wind pff, wenn er die Berge streifte, das Muhen und Bimmeln in der Stille des ländlichen Mittags.

Der Anblick der gleitenden Schatten hatte etwas Wunderbares, Phantasieanregendes. Nichts in diesem abgelegenen, in der Vergangenheit versunkenen Tal flog so rasch dahin wie jene großen, an den Rändern ausgefranst grauen Flecken: nicht das stotternde Motorrad von Avelino und auch nicht das Pferd, mit dem der Señor de Besteiro über die Brache von Coudelo galoppierte, wenn er gelegentlich auf Besuch in der Schlucht war.

Die Natur schien sich darauf verlegt zu haben, bis in alle Ewigkeit dieses merkwürdige Vorüberziehen flüchtender Wolken hervorzubringen, das in immer regelmäßigerem Takt vonstattenging. Cándida und ich folgten der Bahn der Schatten, die auf den Bergen hinter uns Gestalt annahmen und dann, ganz kurz nur, genau über die Braña hinwegwanderten. Wir hatten uns ein Spiel ausgedacht, bei dem wir erraten mussten, wann der Schatten, wenn er eine nahegelegene Anhöhe bedeckte – und dann schleppend und trügerisch langsam eine unserem Blick verborgene Ebene entlangeilte –, uns erreichen und uns für einen kurzen Moment das Sonnenlicht rauben würde.

Wie gebannt und mit einem Anflug von Furcht auf ihrer leicht gerunzelten Stirn erwartete Cándida den Schattenhieb.

«Mal sehen, ob wir schneller sind als die Wolke!», rief sie mir zu.

«Au ja, sobald der Schatten auf den Hügel dort drüben fällt, rennen wir los!», willigte ich sofort ein.

Kurz darauf tauchte eine geeignete Wolke auf. Der richtige Moment war gekommen. Als der Schatten den Hügel erreichte, rannten wir los, die Wiese hinunter, vor Erregung kreischend. Der Hang war so steil, dass wir mehr sprangen als rannten, in großen, unkontrollierten Schritten, die regelrecht weh taten.

«Sie darf uns nicht einholen!»

Aber die Wolke – oder vielmehr ihr Schatten – fegte auf halber Strecke gnadenlos über uns hinweg. Wir gaben uns geschlagen und stellten jeglichen Versuch, das Gleichgewicht halten zu wollen, ein. Das aufrechte Laufen war in Wahrheit längst ein Fallen, und so ließen wir uns den restlichen Hang einfach hinunterrollen. Das Blau des Himmels und das Grün der Wälder kreisten in schwindelerregender Geschwindigkeit um uns herum, bis eine Stufe im Hang, nur wenige Meter vom unteren Rand entfernt, das rasende Kullern bremste. Als ich mich aufsetzte, schwankte die Wand aus Gras, ja das ganze Tal schien abwärts zu driften. Aber dann ließ das Schwindelgefühl nach, und mir fiel auf, dass ich einen halben Kuhfladen mitgerissen hatte, der nun an einem Faden meines Pullovers hing.

Die Stufe im Hang hatte auch Cándida abgebremst, die merkwürdig verrenkt einige Schritte von mir entfernt lag. Wir sahen uns an. Als wir uns gegenseitig vergewissert hat-

ten, dass wir heil geblieben waren, brachen wir wegen des trockenen Kuhmists an meinem Ärmel in Gelächter aus, berauscht noch vom Hochgefühl unseres rollenden Falls. Da bemerkte ich, dass Cándidas Rock – der graue, formlose Rock eines Landmädchens – sich bis zu ihren Hüften nach oben geschoben hatte.

Sie trug lange, dicke Winterstrümpfe aus grüner Wolle, die schon einige Löcher hatten. Der Anblick dieser zerknitterten, ohne Anmut heruntergerutschten Strümpfe war mir vage unangenehm. Aber das, was von ihren weißen, straffen Schenkeln zu sehen war, schien mir perfekt in seiner Fülle.

Sie bemerkte meinen Blick; und ich bemerkte, dass sie ihn bemerkt hatte. Wir lachten weiter, aber in unser Lachen schlich sich ein schiefer Ton. Cándida streifte ihren Rock nach unten, in aller Ruhe, als weigerte sie sich, dem Vorfall eine besondere Bedeutung zu verleihen. Das Lachen verstummte von selbst.

«Los», rief sie, als hätte sie plötzlich ihre Lebendigkeit wiedergefunden, «lass uns gehen. Ich sterbe vor Hunger.»